

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 82 (1956)
Heft: 22

Werbung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Vorlesung



Von Emil Schibli

Was ich hier erzähle, ist lange her. Ich war damals so in den Weltschmerz und die Einsamkeit verwickelt, wie eine im Netz stecken gebliebene Fliege in den Spinnenfaden. Gutherzige Menschen hatten mir in ihrem alten, vormals herrschaftlichen Hause, für wenig Geld eine Dachkammer vermietet. Die Stille da oben war so groß, daß ich den Holzwurm im Gebälk bohren und mein Herz klopfen hörte. Wenn ich am Abend von meiner öden, schlecht bezahlten und oft verfluchten Tagelöhnerlei heimzotzelte, traurig wie ein verlaufener Hund, kochte ich auf meinem Spritbrenner Tee, Milch oder eine Suppe und aß ein Stück Wurst oder Käse dazu.

Nach der Mahlzeit reinigte ich mein bißchen Eßgeschirr, und dann begann ich zu dichten. Alle meine Gedichte weinten. Nie wurden es lustige oder doch wenigstens das Leben bejahende Verse. Dennoch war ich von ihnen entzückt. Sie standen meinem Herzen nahe und ersetzten mir einen Freund, machten es mir erträglicher, daß ich keinen Schatz hatte. Abschriften dieser Gedichte sandte ich als Boten in die brodelnde Welt hinaus, wie weiland der Sintflut-Schiffer Noah es mit seinen Tauben gemacht hatte. Sie kamen (die Gedichte) fast alle wieder zurück. Ohne Oelzweig im Schnabel. Sie brachten mir nur ein bedrucktes Papierblatt: Wir haben leider keine Verwendung für Ihr Eingesandt ... Das machte mich natürlich noch trauriger.

Um so erstaunter war ich deshalb, als eines Abends an meine Türe geklopft wurde und, als ich sie öffnete, ein junger Mann auf der Schwelle stand, seinen Namen nannte und mich fragte, ob er eintreten dürfe. Bitte, sagte ich. Er hätte nämlich, fuhr der Besucher fort, etwas von einiger Wichtigkeit mit mir zu erledigen. Es stellte sich heraus, daß es sich bei dem Fremden um den Präsidenten einer literarischen Gesellschaft handelte, der zu mir gekommen war, um mich zu einer Vorlesung einzuladen. Er schätzte sehr, sagte der Besucher, das Wenige, was er von mir bisher zu Gesicht bekommen habe, besonders meine Gedichte. Aus diesem Grunde – ich brauche seine Worte – fühle er sich gewissermaßen dazu aufgerufen, mich einem der schönen Literatur verbundenen Publikum persönlich vorzustellen. Nur könne das einstweilen noch nicht anders praktiziert werden, als daß man mich mit einem anerkannten Autor zusammenkopple, wodurch das Risiko eines fast leeren Saales vermieden

würde. Ob ich diese Bedingung zu akzeptieren bereit sei?

Mein Gott! Ich wäre ja wahrscheinlich auch dazu bereit gewesen, meine Gedichte auf dem Kopfe stehend vorzutragen, wenn man das von mir verlangt hätte. Wer weiß, wie viele Jahre vergehen würden, bis wieder so ein Wundermann zu mir käme, wie dieser hier.

Gut, dann also auf Wiedersehen, sagte der Herr cand. phil. Alles weitere würde man mir rechtzeitig mitteilen.

Als ich wieder allein war, sang ich dem bohrenden Holzwurm im Gebälk und meinem klopfenden Herzen ein fröhliches Lied. Die Wasserwüste sank; ein erster Gipfel tauchte aus ihr empor. Ich landete auf dem Berge Ararat.

Nachdem die erste Begeisterung sich ausgetobt hatte, begann ich freilich wieder an allem zu zweifeln. Vielleicht war der Unbekannte einfach ein Spaßvogel gewesen, der das Kalb ablassen wollte und aus irgend einem Grunde mich dazu ausgewählt hatte. Vielleicht hatte er die ganze Geschichte böse ausgedacht, um einem armen, unbekanntem Dichter einen Kinnhaken zu versetzen. War dem so, dann hatte er allerdings leichtes Spiel. Es brauchte wenig, um mich zu Boden zu strecken; ich war kein Kämpfer.

Indessen konnte ich mich bald nachher davon überzeugen, daß es sich um eine seriöse Sache handelte. Veranstalter des poetischen Abends waren die Freistudenten. Mein Partner hieß Alfred Huggenberger. Ort der Handlung war das Berner Rathaus. Eine Woche vor dem weltumstürzenden Ereignis sah ich meinen Namen zehn Zentimeter groß an allen Plakatsäulen der Stadt. Es war unglaublich. Ich zog von einer Säule zur andern wie ein Traumwandler.

Ja, und dann war es so weit. Nie in meinem Leben bin ich so aufgeregt gewesen, wie an jenem Abend. Huggenberger, der Star, war sehr nett und sprach mir Mut zu. So betrat ich denn in Gottesnamen das Podium, mehr Delinquent als Sänger, und flötete meine melancholischen Verse in den halbdunklen Raum hinaus. Dabei bemerkte ich mit Schrecken, daß mir die Zunge schon nach der ersten Strophe trocken wurde und mir, schwer wie ein Stück Blei, im Munde hing. Meine Speicheldrüsen hatten vor den Zuhörern Angst und versagten den Dienst. Glücklicherweise befand sich, gleichsam als rettender Engel, eine mit Wasser gefüllte Karaffe neben meinem Lesepültchen. Ich machte von ihr Gebrauch wie ein Ge-

wohnheitssäuer von der Schnapsflasche und leerte sie im Verlaufe meiner Rezitationen bis zur Neige. Aber nun war auch mein Programm zu Ende und ich durfte, keineswegs unter einem Orkan von Applaus, doch immerhin mit einem höflichen Klätscheln, meine Folterbank verlassen.

Das Abenteuer endete schließlich mit einem echt schweizerischen Kuhhandel. Der Vorstand erklärte mir nachträglich, die Veranstaltung sei leider, was die Einnahmen betreffe, nicht ganz so ausgefallen, wie man es erwartet habe. Ob ich eventuell geneigt wäre, mich mit einer Reduktion meines Honorars von siebenzig auf fünfzig Franken abzufinden. Ich war geneigt. Zum Erwerbe meiner Suppenwürfel waren ja auch fünfzig Franken noch eine schöne Summe.



« Da hat mir wieder einer einen Bumerang hineingeschmuggelt. »

Der neuralgische Punkt

Wenn es an irgendeinem Punkte der Erde gärt, dann spricht man in der Politik von einem neuralgischen Punkte.

Wenn man heute nach Algerien blickt, spricht man am besten von einem neuralgischen Punkte. fis

Tip-Flaschenpost

Fräulein! Bitte ein TIP!

TIP – das ist das herrliche Fruchtsaftgetränk von Elm, seit 2 Jahren eine Neuheit, die schon viele Freunde gewonnen hat. Kennen Sie es noch nicht? Bitte einen Versuch!



Tip-Grapefruit